

ANFANGS

MARTIN SCHULT

SONNIG,

SPÄTER

ROMAN

HERBST



ullstein

und einem grauen Sweatshirt durch die sommerheißen Straßen und schwitze. Begegne ich doch mal jemandem, wechsele ich die Straßenseite. Mein Kopf ist voll mit Texas und mit Blues. *Have mercy.*

Ich bin so richtig asozial, und das gefällt mir. Wenn mein Sweatshirt eine Kapuze hätte, ich würde sie mir über den Kopf ziehen – über den Kopf mit dem furchtbaren Haarschnitt, in dem alle Lieder, die ich gehört habe, abgespeichert sind. *Been waiting for the bus all day.*

Ich liebe meinen *Universum*, aber wenn ich durch die Straßen laufe, brauche ich ihn nicht. Die Musik ist in mir, und ich weiß, wo der Startknopf ist, selbst wenn die Leute sich umdrehen, wenn ich summe, selbst wenn sie sich abwenden, wenn ich mitsinge. *And you know what I'm talkin' about.*

Ich gehe am Palmengarten vorbei und besuche mein Versteck im Botanischen Garten, um zu sehen, ob alles in Ordnung ist. Ich laufe die Bockenheimer Landstraße entlang und erreiche – was für ein Zufall – den Platz, auf dem ich diesen Jungen kennengelernt habe. An die Mauer gelehnt, überlege ich, was ich sagen könnte, würde er jetzt kommen und mich fragen, was ich hier tue. *Just let me know if you wanna go.* Ich würde ihm auf meiner Luftgitarre die ersten Griffe von *La Grange* vorspielen – nur besser und schneller, als wir es damals zusammen gemacht haben. Aber mein Kumpel ist ja im Urlaub.

Zwei Stunden bleibe ich auf dem Platz, sehe mir die vorbeilaufenden Menschen an, kaue mir die Fingernägel wund und schaue zu, wie man ein großes, geschwungenes und gelbes M an dem Hamburger-Restaurant anbringt, bis ich es vor Langeweile nicht mehr ertragen kann.

Um zwei Uhr macht der Plattenladen auf.

»Nimm doch einfach alle, wenn du dich nicht entscheiden kannst.«

Ich grinse. Was soll er als Besitzer eines Plattenladens auch sonst sagen? Trotzdem kaufe ich die Schallplatten, *Led Zeppelin* und *Deep Purple* mit dem Geld, das ich dabei habe, und auf Kredit eine neue, unbekannt australische Band namens *AC / DC*.

»Du bist auf dem richtigen Weg«, sagt der Langhaarige und schenkt mir – als wäre ich bereits Stammkunde – noch eine Single. *Love Is The Drug* von *Roxy Music*. Sie hat ein ziemlich billig aussehendes Cover. »Vielleicht gefällt es dir ja.«

Ich stecke die Platten ein, aber anstatt nur lässig zu brummen und es als Selbstverständlichkeit zu nehmen, bedanke ich mich artig für das Geschenk.

»Dad!«, höre ich von irgendwoher eine Stimme rufen.

»Was ist?« Der Langhaarige grinst mich an und flüstert: »Pass auf, jetzt schimpft sie wieder.«

»Du hast doch nicht schon wieder was verschenkt?«

Er grinst noch breiter. Ich lächele und gehe zur Tür. »Eine Investition in die Zukunft«, höre ich ihn noch sagen.

Während ich nach Hause gehe, schrillen Polizeisirenen durch die Stadt. An der Miquelallee, die ich überqueren muss, fahren unzählige Streifenwagen mit Blaulicht an mir vorbei. Man richtet sogar eine Straßensperre ein. Es ist etwas passiert, aber was, interessiert mich nicht. Schließlich bin ich jetzt der Besitzer von drei neuen Langspielplatten und einer Single. Ich kann es kaum erwarten.

»Wo bist du gewesen?« Mein Vater wartet die Antwort gar nicht erst ab. Er zieht mich hinein in die Küche und sagt, ich solle meine Sachen packen. »Aber die Platten bleiben hier!« Er selbst schleppt bereits ein paar Taschen hinaus zum VW-Bus.

Ein Mann in einem spießigen Anzug und ein Junge, der einen Tennisschläger in der Hand hält – so fahren wir mit dem Bus durch die Gegend. Den Tennisschläger soll ich schön hoch vor mich halten, damit ihn jeder sehen kann. Vater selbst trägt Autofahrerhandschuhe. Er raucht Kette und sucht vor allem die kleinen Straßen, die uns im Zickzack durch die Stadt führen. Nachdem wir problemlos die erste Straßensperre passiert haben, geht mir ein Licht auf. Ich bin sein Alibi.

Welcher Polizist würde schon einen Vater anhalten, der mit seinem Sohn auf dem Weg zum Tennistraining ist? Nie im Leben würde man auf die Idee kommen, dass mein Vater verdächtig sein könnte. Irgendwann überqueren wir den Fluss. Wir fahren an einem riesigen Krankenhaus vorbei, unter einer Autobahn hindurch und kommen schließlich zu einem Schild, auf dem der Name des Stadtteils steht.

Schwanheim.

Das hört sich schön an. Das will ich zu meinem Vater sagen, aber er schaut so verbissen auf die Straße, dass ich es bleiben lasse. Bei einem großen Hochhauskomplex, in dessen Tausenden von Fenstern sich die Abendsonne spiegelt, fahren wir in die Tiefgarage. Im Fahrstuhl drückt mein Vater auf den Knopf für die vierzehnte Etage.

Ich weiß nicht, was mich erwartet. In den Monaten bei Großvater habe ich mich wohlgeföhlt, fast wie zu Hause, fast in Sicherheit – auf jeden Fall anders als zuvor ... und anders als jetzt.

»Die Villa ist nicht mehr sicher«, sagt mein Vater zwischen der fünften und sechsten Etage. »Fürs Erste bleibst du oben in der Wohnung. Sie hat einen Balkon. Das muss reichen.« Ein paar Stockwerke weiter murmelt er noch etwas: »Ich habe damit nichts zu tun, Johnny. Das musst du mir glauben.«

Ich nicke. Aber ich habe keine Ahnung, wovon er spricht.

Die Wohnung hat tatsächlich einen Balkon, aber es wohnt auch schon jemand hier. Als uns eine Frau die Tür öffnet, sehe ich als Erstes den verschlafenen aussehenden Blick, den ich auch von dem Langhaarigen aus dem Plattenladen kenne. Dann erst bemerke ich, dass sie unter dem dünnen Morgenmantel nichts anhat. Für einen Moment raubt mir das den Atem, während Vater sich einfach an ihr vorbeidrängt und »Komm jetzt!« sagt.

Nach meiner Mutter ist Heidi die zweite nackte Frau in meinem Leben. Doch während ich Mutter immer nur zufällig so gesehen habe, läuft Heidi die ganze Zeit in ihrem offen stehenden Morgenmantel herum. Manchmal ist sie sogar ganz nackt, zum Beispiel morgens am Küchentisch, wenn sie ihren Kaffee trinkt. Immer lässt sie die Klotür offen. Nur ihr Zimmer ist tabu, ansonsten bekomme ich alles, was sie tut, hautnah mit.

Eine Woche lang, während der man fieberhaft die Mörder von Jürgen Ponto sucht, verfolge ich Heidis schlanken Körper mit meinen Blicken. Sie erinnert mich an etwas, was ich vor kurzem erst gesehen habe, doch je länger und öfter ich sie beobachte, umso normaler wird ihre Nacktheit für mich. Ich hingegen bin nur Luft für sie, einer, der sie anstarrt, ohne selbst ein Wort sagen zu können, einer, den sie anschaut, ohne ihn wahrzunehmen. Wir leben nebeneinander in der Wohnung, teilen uns das Essen, das Vater besorgt, aber sonst?

So gut wie jeden Tag verlässt mein Vater die Wohnung, aber meistens nur für kurze Zeit, ein, zwei, drei Stunden vielleicht. Er geht mit einem Paket weg und kommt irgendwann – man weiß aber nie genau, wann – mit einem anderen wieder zurück. Heidi und ich sitzen währenddessen auf dem Balkon, ich schweigend und komplett angezogen in einer schattigen Ecke, sie nackt und ausgestreckt auf einer Liege, selbst wenn es mal regnet. Es ist, als ob sie keinen einzigen Sonnenstrahl verpassen will.

Und wenn sie da so liegt, schließt sie meistens die Augen. Dann kann ich sie noch einfacher anschauen. Sie ist am ganzen Körper braun, fast dunkelbraun sogar. Selbst unter den Achseln. Dort sind die Haare blond, wie auch ihre Schamhaare, und nicht mit

Henna gefärbt. Sie redet nicht. Vielleicht kann sie es auch nicht, keine Ahnung. Es ist mir egal.

Einmal, Vater ist weg, schläft sie auf dem Balkon ein. Sie schnarcht leise. Nach einiger Zeit beuge ich mich aus meiner Schattenecke zu ihr. Ich lasse meine Hand über ihrem Busen schweben, und wenn sie einatmet, berührt ihre Brustwarze fast meine Handfläche. Ich beuge mich näher zu ihr. Wie auch die Wohnung riecht ihre Haut nach Patschuli. Sie sieht seltsam aus, nicht weich und zart, sondern eher wie Leder. Kurze Härchen flimmern darauf, winzige blaue Äderchen schimmern durch sie hindurch.

Ich ziehe die Hand fort. Heidi schläft einfach weiter.

6

Ein paar Tage später hat sich die Lage beruhigt. Und nachdem Susanne Albrecht, die Schwester von Jürgen Pontos Patentochter, ein Bekenner schreiben veröffentlicht hat, wird auch mein Vater wieder etwas gelassener. Der Brief ist in allen Zeitungen abgedruckt. *»zu ponto und den schüssen, die ihn jetzt in oberursel traf, sagen wir, dass uns nicht klar genug war, dass die typen, die in der dritten welt kriege auslösen und völker ausrotten, vor der gewalt wenn sie ihnen im eigenen haus gegenübertritt fassungslos stehen.«*

Auch die Polizei wird zitiert: Susanne Albrecht und die anderen beiden Terroristen hätten Jürgen Ponto entführen wollen, ihn dann aber, als er sich gewehrt habe, erschossen. Auf den Zeitungsfotos sieht er ganz nett aus. Aber das behalte ich für mich.

Mein Ausgehverbot wird gelockert. Ich bin froh, endlich aus der Wohnung rauszukommen, und sei es nur für ein paar Stunden. Die kleinen Punkte, denen ich vom Balkon aus zugesehen habe, wie sie zur Straßenbahn laufen, ihre Einkaufstaschen schleppen oder Hunde Gassi führen, werden nun wieder zu normal großen Menschen. Manche sind sommerlich gekleidet. Andere tragen dasselbe wie das ganze Jahr über auch. Auf jeden Fall sind sie hier in Schwanheim, das trotz der Hochhäuser wie ein Dorf wirkt, anders als die Menschen im Villenviertel oder in der Innenstadt. Auch wenn sie es nicht wissen, sind sie es jetzt, in deren Mitte wir uns verstecken. Deswegen muss ich so tun, als gehörte ich zu ihnen. Aber eigentlich will ich nichts mit ihnen zu tun haben. Ich bin anders.

Seltsamerweise haben wir nun reichlich Geld, und Vater zeigt sich großzügig. Im Plattenladen bezahle ich meine Schulden. Ich streife durch Frankfurt und lerne die Stadt auch von der anderen Seite des Flusses aus kennen. Gleich bei meinem ersten

Ausflug gehe ich auch zu Großvaters Villa, um mir die Platten anzuhören, die ich habe zurücklassen müssen. Die Besuche bei ihm werden zur Gewohnheit, selbst wenn Schwanheim weit weg ist. Je schwüler der August wird, umso verwilderter ist der Vorgarten. Das Moos auf der Eingangstreppe ist ausgetrocknet, die Hintertür zur Küche quietscht jetzt genauso wie die Klappe am Briefkasten.

Wahrscheinlich sind es seine tauben Ohren, jedenfalls merkt Großvater oft nicht, dass ich da bin. Dass ich im Wohnzimmer meine Scheiben anhöre. Dass ich mitsinge, manchmal mittanze, manchmal aber auch einfach nur auf dem Boden liege und mich von der Musik einfangen lasse. Natürlich nehme ich mit meinem *Universum* alles auf, um es mir auch in Schwanheim anhören zu können. Aber den wahren Musikgenuss erlebe ich nur vor dem Plattenspieler in Großvaters Wohnzimmer.

Eines Tages liege ich mal wieder auf dem Teppich und habe das Gefühl, ich könnte meinen Körper verlassen und mich aus einer Zimmerecke betrachten. Ich denke über das seltsame Leben nach, das ich führe, also das dieser Junge dort auf dem Boden führt, der in zwei Wochen sechzehn wird. Die braven, nichtssagenden Klamotten, der biedere, immer wieder gestutzte Haarschnitt – immerhin habe ich mich geweigert, diese blöde Brille aus Fensterglas aufzusetzen.

»Mich sucht niemand«, habe ich damals zu Vater gesagt, und da er wusste, dass ich im Recht bin – wer außer meiner Mutter in Indien sollte mich schon vermissen? –, hat er sich die Brille einfach selbst aufgesetzt.

Die Leute von früher, seine Freunde und die Arbeitskollegen aus der Schule, würden ihn heute aber sowieso nicht mehr wiedererkennen. Aus dem Hippie mit dem blonden Lockenkopf und den bunten Klamotten ist jemand geworden, der dem netten Herrn Kaiser von der *Hamburg-Mannheimer* aus der Fernsehwerbung ähnlich sieht. Das habe ich einmal zu ihm gesagt. Er fand es aber überhaupt nicht witzig. Seinen Humor hat mein Vater nämlich auch verloren. Das geschah an dem Tag, an dem er sich zum ersten Mal die Haare schwarz färbte. Seitdem ist er ernst geworden. Alles ist ernst geworden, viel zu ernst.

»Mach dir und dem Jungen das Leben nicht so schwer.« Das war nach *Lass meine Tochter aus dem Spiel!* der zweite von den beiden Sätzen, die mein Großvater in der Zeit, die wir bei ihm waren, zu seinem Schwiegersohn gesagt hat. Dem darauffolgenden Monolog über das Schlechte in der Welt, das nur durch große Veränderungen aus dem